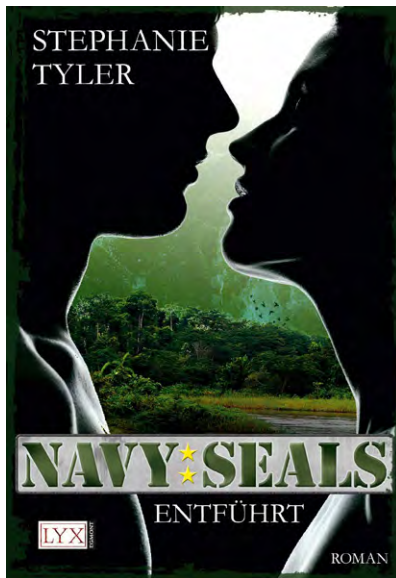




Unverkäufliche Leseprobe

Stephanie Tyler
Navy SEALS - Entführt



400 Seiten
978-3-8025-8386-5

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de

Prolog

»Wir wollen in Gefechtslagen bestehen, die uns unter größtmöglichen Druck setzen, größtmögliche Intensität mit sich bringen und die größtmögliche Gefahr darstellen. Wenn man solche Situationen gemeinsam durchsteht, entsteht eine Bindung, die durch nichts übertroffen wird.«

Offizier des SEAL-Teams 6

Lieutenant Junior Grade Jake Hansen hatte bereits so oft »Scheiße« vor sich hin gemurmelt, wie es ihm in weniger als einer Minute möglich war. Er konnte gar nicht wieder damit aufhören, bis sein Kamerad von den Navy SEALs, der auch gleichzeitig sein bester Freund war, ihn aufforderte, endlich die Klappe zu halten, damit er Jakes »schieß« Bizeps bandagieren könne.

Es war bloß eine Fleischwunde, aber sie tat trotzdem höllisch weh – und sie blutete. Nicht dass er Ersteres je zugeben würde. Und aufhalten würde ihn das schon gar nicht, obwohl Nick sich ohnehin nicht die Mühe machte, ihm irgendwas in der Art vorzuschlagen. Vermutlich lag es nicht nur daran, dass Nick schon fast den ganzen Nachmittag mit einer Stressfraktur seines Schienbeins durch die Gegend gelaufen war, und das am Ende einer Mission, die schon in den ersten fünf Minuten gründlich in die Hose gegangen war.

Diese ersten fünf Minuten waren inzwischen drei Tage her. Jetzt waren sie damit beschäftigt, so schnell wie möglich aus Djibouti zu verschwinden. Das Wasser – und der Treffpunkt mit

ihrem Teamscharfschützen, dem Senior Chief und dem kommandierenden Offizier – war nur fünf Meilen entfernt.

»Das sind bloß Rebellen – die schießen nicht auf uns«, sagte Nick ruhig in das Mikro seines Headsets, während das Geschützfeuer ratterte und im Westen den Nachthimmel erleuchtete.

»Ich wäre ihnen aber beinahe auf den Leim gegangen«, murmelte Jack. Seine Wut richtete sich allerdings mehr gegen sich selbst, weil es ihm nicht gelungen war zu verhindern, dass die Kugel ihn getroffen hatte, und nicht gegen das gelegentliche Sperrfeuer. Dieses Land wurde ständig von kleinen Scharmützeln und kompromisslosen Kriegen gebeutelt, aber keine dieser Auseinandersetzungen war für das SEAL-Team 12 Grund zur Sorge. Sie waren gezwungen gewesen, sich zu trennen, um ihre Mission zu erfüllen und die verschwundene Ausrüstung und die Geheimdienstinformationen sicherzustellen. Jetzt waren sie auf dem Heimweg.

Nick lauschte noch immer der Stimme in seinem Headset. Er war so konzentriert, dass Jake seinen eigenen Funk einschaltete.

»Weibliche Geisel gemeldet ... einen Kilometer Richtung Norden ... von den Rebellen dem Tod überlassen«, sagte der Senior Chief des Teams, obwohl die Verbindung kurz vor dem Zusammenbruch stand.

»Wer hat die Geisel gemeldet?«, fragte Jake.

»Die Quelle gilt als verlässlich. Entwicklungshelfer vom Roten Kreuz haben einen Anruf bekommen, und auch die Flüchtlinge, die nach Norden ziehen, haben davon berichtet. Sie hatten Angst, anzuhalten und die Frau mitzunehmen – sie wollten keine Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken, dass sie überlebt hat. Könnt ihr da hinkommen?«

»Bestätigt. Wir kommen«, sagte Nick.

In Gedanken ging Jake die Route durch. Sie mussten eine Meile den Weg zurückgehen, den sie gekommen waren. In

Richtung der Feuerlinie. Nick und er begannen mit gezogenen Waffen ihr Marschgepäck auf den Rücken zu wuchten, während sie weiter dem Bericht lauschten.

»... die Tochter der Senatorin Cresswell ... sie ist Ärztin ... Vorname Isabelle, Nachname Markham ... einunddreißig ... vermisst seit zweiundsiebzig Stunden ... soll entführt worden sein ...«

Jake zeigte den anderen den Weg, während sie sich quer durchs dichte Unterholz kämpften. Sie wählten einen Weg, der sie von der Hauptstraße wegführte. Es war leicht zu begreifen, warum sie die kleine Hütte beim ersten Mal übersehen hatten. Sie war perfekt von Büschen getarnt und in der Dunkelheit absolut nicht auszumachen.

Falle?, fragte Nick in Zeichensprache.

Behutsam ging Jake das Terrain ab, während Nick ihm mit der Waffe im Anschlag folgte. Es waren offensichtlich keine Stolperdrähte gespannt worden, und als sie zur Vorderseite der Hütte kamen, sah er, dass sie keine Tür besaß.

Dem Tod überlassen. Jakes Magen hatte sich schon zusammengezogen, als er von dieser Gräueltat nur gehört hatte, aber die Realität traf ihn wie ein Hieb in die Magengrube, als sie Dr. Isabelle Markham schließlich fanden. Alle seine Zweifel an dem Wahrheitsgehalt des Berichts lösten sich in Luft auf, als er und Nick sich in den dunklen Raum vorwagten. Nick übernahm die Führung und sprach leise in sein Mikro. Jake schaltete seins aus und kniete sich neben den leblosen Körper.

»Himmel«, flüsterte er.

Sie lag auf dem Bauch. Ihre Hände waren hinter dem Rücken gefesselt, die Wange lag auf dem staubigen Boden. Sie war geknebelt, damit sie nicht schrie. Die Augen geschlossen. Blass. Nackt. Behutsam fuhr er mit der Hand über ihren Nacken. Sie regte sich nicht, und er erstarrte.

Nick kniete sich auf ihre andere Seite. Er tastete nach Isabelles Handgelenk. »Ich spüre einen kräftigen Puls«, sagte er, ehe er sich daranmachte, ihre Hände zu befreien.

Jake lockerte den verdreckten Knebel und zog ihn aus ihrem Mund. Sie stieß einen keuchenden Laut aus, aber sie wachte nicht auf.

»Sieht nicht so aus, als hätte sie ein Schädeltrauma. Wir müssen sie umdrehen und sicherstellen, dass sie nicht noch irgendwo blutet«, sagte Nick. Er warf die schmutzigen Seile, mit denen sie eben noch gefesselt gewesen war, hinter sich, während Jake seine Jacke aufknöpfte und versuchte zu ignorieren, dass sich seine Finger wie Blei anfühlten. Die Jacke legte er über sie. Es gab keine Möglichkeit, sie ihr vollständig anzuziehen, ohne sie umzudrehen und ihren Körper noch weiter zu entblößen.

Er war seit elf Jahren beim Militär – seit seinem fünfzehnten Lebensjahr –, und er hatte davor und danach ziemlich viel Scheiße gesehen, die einen Mann aggressiv oder verrückt oder kaltblütig machen konnte.

Er hatte keinen dieser krummen Wege beschritten, egal, wie sehr andere auch auf ihn eingeredet hatten. Aber nichts, was er je gesehen oder getan hatte, hätte ihn darauf vorbereiten können, was er jetzt vor sich sah. Denn obwohl Isabelle Markham am Boden lag, war sie noch lange nicht am Ende. Er erkannte es daran, wie sich ihre Schultern selbst im Schlaf trotzig anspannten, konnte es an den Verletzungen ihrer Hände sehen und an den abgebrochenen Fingernägeln. Sie hatte sich gewehrt. Sie kämpfte auch jetzt noch, und er war nicht sicher, warum ihn das so tief berührte. Aber es berührte ihn.

»Schafft sie die Reise?«, fragte er Nick, der sie im Licht seiner Stablampe genauer betrachtete. Beim Klang seiner Stimme regte Isabelle sich und öffnete endlich die Augen. Sie waren von

einem dunklen Haselnussbraun, ihre Pupillen waren vor Angst und Schmerz geweitet, und ihr Blick richtete sich mit einer Kraft auf ihn, die er geradezu körperlich spürte.

»Dr. Markham, Sie sind in Sicherheit. Wir sind von der U. S. Navy und werden Sie hier rausschaffen«, sagte er und legte seine Hand leicht auf ihre Schulter.

»Sie können mich nicht transportieren«, flüsterte sie. Ihre Stimme war atemlos, als schmerze es sie zu reden. »Nicht weit.«

»Was fehlt Ihnen?«

»Rippen ... gebrochen. Zu nah ... an meiner Lunge«, brachte sie hervor. »Zu gefährlich.«

»Wir brauchen ein Fahrzeug, um sie hier wegzubringen.«

Nick nickte zustimmend. »Ma'am, können wir Sie umdrehen?«, fragte er dann, obwohl sie weiterhin unverwandt zu Jake aufblickte.

»Ja. Auf die ... rechte Seite«, flüsterte sie nach einem Moment, als sei ihr bewusst geworden, dass sie dann vollkommen entblößt vor ihnen läge.

Sie hatte bereits so viel durchgemacht. Keinem der beiden Männer gefiel der Gedanke, dass sie noch mehr Demütigungen erleiden musste. Aber der Gefechtslärm kam näher, und Jake zwang sich, seine Gefühle der Vernunft unterzuordnen.

»Dann machen wir es so. Auf drei«, sagte er. »Eins, zwei, drei.«

Behutsam umfasste er Isabelles Hüfte und ihre Schulter und zog sie auf den Rücken. Er vermied es dabei, ihre Seite zu berühren. Nick hatte bereits die Jacke unter ihr ausgebreitet. Jake bemerkte einen dunklen Bluterguss an ihrer Schläfe, der von einem so heftigen Schlag stammen musste, dass sie daraufhin das Bewusstsein verloren hatte. Frische Tränen rannen über ihr Gesicht, und sie kämpfte mit jedem Atemzug. Aber sie riss sich noch immer zusammen.

Doch als sie nach den Jackenärmeln griff, stieß sie einen Schrei aus, weil schon bei dieser kleinen Bewegung ein rasender Schmerz durch ihren Körper schoss.

»Ich mache das«, beruhigte Jake sie. Sanft schob er einen ihrer Arme in die Jacke, und während Nick dasselbe mit dem anderen Arm tat, untersuchte Jake rasch Isabelles sichtbare Wunden.

Ihr Körper war verdreckt, voller Schmutz und Blut. Jake konzentrierte sich auf die schlimmste Verletzung, eine große Anzahl Blutergüsse an ihrer linken Seite, wo wohl die Rippen gebrochen waren. Es sah aus, als habe man sie getreten. Zwischen zusammengebissenen Zähnen sog er die Luft ein und wünschte, er könnte die Männer finden, die ihr das angetan hatten. Jeden einzelnen.

Sie starrte zu ihm auf, als könne sie seine Gedanken lesen. Er knöpfte die Jacke zu, um ihren Körper notdürftig zu bedecken.

Die Jacke reichte nur bis zur Mitte ihrer Oberschenkel, aber schon das führte bei ihr zu einer deutlichen Entspannung. Jake zog ein sauberes T-Shirt aus seinem Gepäck. Eins der wenigen, die er noch besaß, nachdem sie gezwungen gewesen waren, fast alles außer ihrer Kampfausrüstung zurückzulassen und sich zur Grenze durchzuschlagen.

»Dr. Markham, ich würde Ihnen gern das hier anziehen«, sagte er. Sie blickte ihn leicht verwirrt an. »Ich habe keine Hose für Sie, aber ich kann Ihnen das hier anlegen, damit Sie wenigstens bedeckt sind.«

»Ihr Name?«, fragte sie.

»Ich bin Lieutenant Junior Grade Jake Hansen«, antwortete er. »Und das ist Fähnrich Nick Devane.«

Sie nickte, und Jake schob das T-Shirt zwischen ihre Beine und verknotete es fest um ihre Hüften. Sie ließ ihn nicht eine Sekunde lang aus den Augen, und er nahm so oft wie möglich Blickkontakt mit ihr auf.

»Sie müssen was trinken«, erklärte er ihr, sobald er die Jacke wieder nach unten geschoben hatte.

»Ja«, antwortete sie.

Er half ihr auf die rechte Seite, und sie stützte sich auf ihren Arm. Dann bot er ihr Wasser aus seiner Feldflasche an, das sie in kleinen Schlucken trank. Sie atmete schneller, während sie versuchte, die Flüssigkeit aufzunehmen. Er würde ihr eine Infusion legen müssen. Er konnte ihr auch eine geringe Dosis Morphinum gegen die Schmerzen verabreichen, wenn sie ihm vorher half, Verletzungen im Bauchraum auszuschließen. Sie brauchte etwas gegen die Schmerzen, wenn sie gezwungen waren, sie auch nur über eine kurze Distanz zu transportieren, denn es bestand wohl kaum die Möglichkeit, dass sie selbst laufen konnte.

»Dr. Markham, wir müssen Sie auf jeden Fall von hier wegbringen«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. *Verdammt.*

Nick war inzwischen zur Tür gegangen und versuchte, mit dem Team Kontakt aufzunehmen und herauszufinden, wie viel Zeit – wenn überhaupt – ihnen blieb, um außer Reichweite der immer wieder aufflammenden Gefechte zu kommen. Im Moment war alles ruhig, und das beunruhigte Jake mehr, als wenn sie Beschuss ausgesetzt gewesen wären. Wenn es zu ruhig war, deutete das immer auf baldige Probleme hin.

Nick winkte Jake zu sich heran.

»Ich bin sofort wieder da«, beruhigte Jake Isabelle. Sie griff nach seinem Handgelenk. »Ich gehe nicht fort – ich gehe nur dort rüber. Sie können mich die ganze Zeit sehen«, versicherte er ihr. Sie ließ ihn nicht aus den Augen.

»Was ist los?«

»Kein Empfang«, sagte Nick. »Einer von uns muss sich auf den Weg machen und Hilfe holen. Es sei denn, du willst eine Trage bauen.«

Das war eine Möglichkeit – vermutlich auch die einfachere. Aber für Isabelle war es nicht die beste Lösung. Sie müssten stets in ihrer Nähe bleiben, und wenn sie unterwegs überrascht wurden, würde es sich als schwierig erweisen, sie zu beschützen.

»Ich bleibe«, erklärte Jake, und Nick, der sein bester Freund und Bruder war, schaute ihn an. »Komm schon, Alter, das ist wohl kaum der richtige Zeitpunkt, um den großen Bruder raushängen zu lassen. Im Übrigen stehe ich im Rang höher als du.«

»Arschloch«, murmelte Nick, aber er widersetzte sich nicht. Ihnen blieb nicht viel Zeit. Das Rendezvous mit dem Heli war um 0500. Nur noch drei kurze Stunden. Isabelle hierzubehalten, war der einfachste Weg. Hier war sie am sichersten, zumal die Rebellen glaubten, dass sie bereits tot war.

»Schaff sie wenigstens dort an die Seite, damit sie nicht durch die Tür zu sehen ist«, sagte Nick.

»Ich mach das schon. Jetzt geh, sonst verlierst du den Schutz der Dunkelheit«, erwiderte Jake. Eine Sekunde lang pressten die beiden Männer ihre Hände ineinander, Faust an Faust in jener vertrauten Geste, die sie machten, seit sie acht Jahre alt waren. Dann schlich Nick durch die Tür, und innerhalb weniger Sekunden verlor Jake ihn aus den Augen.

Sofort wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Isabelle zu.

»Ich lege Ihnen jetzt eine Infusion und gebe Ihnen etwas Morphium. Dann trage ich Sie da drüben in die Ecke«, erklärte er, als er sich wieder neben sie hockte.

Sie nickte und beobachtete ihn, während er die Infusion vorbereitete und eine gute Vene in ihrem Unterarm suchte. Sobald er die Tropfgeschwindigkeit eingestellt hatte, befestigte er den Infusionsbeutel an seiner Schulter, damit er in der richtigen Höhe hing. Anschließend injizierte er ihr das Morphium.

»Das dürfte schnell wirken«, sagte er. Sie nickte, und fünf Minuten später erklärte sie, sie sei bereit. Vorsichtig hob er sie

hoch und ignorierte den stechenden Schmerz in seinem Arm. Aufmerksam beobachtete er ihr Gesicht, während er sie die anderthalb Meter bis in die Ecke des Raums rechts neben der Tür trug. Von dort hatte er das Überraschungsmoment auf seiner Seite, falls jemand versuchte, in die Hütte einzudringen.

Nachdem er sie auf dem Boden auf ihre rechte Seite gebettet hatte, überprüfte er noch einmal ihre Gesichtsfarbe und ihre Atmung. Es fiel ihr schwer, Luft zu holen, aber es war nicht schlimmer geworden.

»Es geht mir gut«, bestätigte sie seine Beobachtung.

»Wissen Sie, wie lange Sie schon hier sind?«, fragte er und befestigte den Infusionsbeutel am Schilfgeflecht der Hüttenwand.

»Welchen Tag haben wir heute?«

»Dienstag. Es ist 0200 – fast zwei Uhr morgens.«

»Nicht lange. Vielleicht seit gestern Morgen.«

Gut. Das war gut. Nick und die anderen würden sich ranhalten und höchstens eine Stunde brauchen, bis sie wieder zurück waren. Und wenn Isabelle bereits so lange durchgehalten hatte, würde sie es auch etwas länger schaffen.

Mit der rechten Hand umfasste er das M4-Sturmgewehr und setzte sich neben sie auf den Boden.

»Warum ist der andere Mann weg?«, fragte sie.

»Er holt Hilfe.«

»Ich dachte, Sie sind die Hilfe.«

»Dr. Markham, es kommt alles wieder in Ordnung. Bleiben Sie einfach ruhig«, sagte er. Aber das Morphinium in Verbindung mit ihrer Nervosität machte sie redseliger.

»Ich finde, wir sollten uns mit Vornamen anreden. Sie sagten, Sie sind von der Navy?«

»Ja.«

»Ich wusste nicht, dass man zur Rettung von Geiseln Matrosen schickt.«

»Ich gehöre zu den SEALs, Isabelle. Das hier ist genau die Art von Mission, für die es uns gibt. Sie werden heil hier rauskommen.«

Sie nickte langsam. »Wann wird meine Mutter wissen, dass es mir gut geht? Dass ich am Leben bin?«

»Sie wird benachrichtigt, sobald wir Sie rausgeholt haben. Sie sind unsere erste Priorität. Nur Sie, nicht Ihre Mutter.«

»Es würde ihr nicht gefallen, wenn sie das hören würde.«

»Dann ist es gut, dass sie nicht hier ist.«

»Sogar sehr gut ... Sonst sagt sie nur: *Ich hab es dir doch gesagt, Izzy!* Und das brauche ich im Moment wirklich nicht.«

Irgendwann während des letzten Satzes schief sie ein. Er wartete, bis ihre Atemzüge gleichmäßig wurden, ehe er die folgende halbe Stunde damit verbrachte, sich um ihre Beine zu kümmern. Er desinfizierte die größeren Schnittwunden und wurde mit jedem Bluterguss, den er fand, wütender.

Seine Reaktion war instinktiv und spielte sich auf einer so tiefen Ebene ab, dass er es sich nicht erklären oder gar abschütteln konnte. Er musste sich zwingen, ihre Beine wieder zu bedecken, nachdem er fertig war. Die Jackenärmel reichten bis zu ihren Handflächen, aber trotz der Hitze fühlte sich ihre Haut unter seiner Berührung kalt an. Vermutlich der Schock.

Ihr dunkles Haar war wirr, und als er einige Strähnen von ihren Wangen strich, ballte er beim Anblick der Würgemale um ihren Hals unwillkürlich die Fäuste.

Sie wird wieder gesund.

Er zwang sich, sie ein paar Minuten in Ruhe zu lassen. Er hielt sich dicht am Boden und schlich zur Tür. Einige Minuten lang versuchte er, die neuen Muster des Geschützfeuers zu erfassen, das plötzlich wieder einsetzte. Das Geräusch kam aus der entgegengesetzten Richtung, in die Nick verschwunden war. Jake rechnete sich aus, dass sein Freund inzwischen den Treffpunkt

erreicht haben musste. Das Problem, das sich ihnen nun stellte, bestand darin, ein Fahrzeug aufzutreiben, aber seine Kameraden waren ziemlich erfinderisch.

Als er zu Isabelle zurückkehrte, stellte er fest, dass sie beim Stakkato des inzwischen regelmäßigen Maschinengewehrfeuers die Augen geöffnet hatte. Die Schüsse kamen definitiv näher. Sie streckte automatisch eine Hand nach ihm aus, und er ließ es zu, dass sie ihre Finger mit seinen verschränkte.

»Wir sind in Sicherheit«, sagte er.

»Haben Sie schon viele Menschen getötet?«, fragte sie.

»Es waren genug.«

»Und Sie haben genügend Munition, um mehr zu töten?«

Sie glaubt, wir werden sterben. Und zur Hölle, sie hatte vielleicht recht, aber es war eine Möglichkeit, über die nachzudenken er sich erst erlaubte, wenn er seinen Auftrag erfüllt hatte und im Heli saß. Der Tod war immer eine allgegenwärtige und ernüchternde Möglichkeit, und er wäre ein Idiot – und schon längst tot –, wenn er sich dieser Möglichkeit nicht jedes Mal bewusst wäre, sobald er zu einer Mission aufbrach.

»Das Gewehrfeuer klingt immer viel näher, als es tatsächlich ist«, sagte er.

»Lügner.«

»Normalerweise bin ich ein guter Lügner.« Das zauberte ein kleines Lächeln auf ihr Gesicht, aber es verging schnell. »Die Rebellen sind mehr aneinander interessiert als an uns.«

»Ich Sorge mich nicht um die Rebellen. Ich bin nur nicht sicher ... Er hat gesagt, er kommt zurück und holt mich.«

Jake war davon ausgegangen, dass die Rebellensoldaten ihr das angetan hatten. Dass man sie aus dem Dorf entführt hatte, in dem sie arbeitete, und sie in diese versteckte Hütte verschleppt hatte. Aber etwas in ihrer Stimme verriet ihm, dass es nicht stimmte. Gepaart mit seinem früheren Verdacht in Bezug auf die

Quelle der Geheimdienstinformationen über ihren Aufenthaltsort begannen in seinem Kopf sämtliche Alarmglocken zu läuten.

»Wer hat Ihnen das angetan, Isabelle?«, fragte er. Sie schüttelte den Kopf, und er fragte sich, ob er weiter in sie dringen sollte. Sie würde vom FBI, von der CIA und einigen anderen Behörden eingehend befragt werden, schon allein aufgrund der Stellung ihrer Mutter. Sie schuldete ihm keine Aussage. Ihm genügte es, wenn er sie sicher aus diesem Hexenkessel herausschaffte.

»Es wäre nicht besonders klug von ihm, noch einmal hierher zurückzukommen«, flüsterte sie. »Wenn er das tut, würden Sie ihn nicht in meine Nähe lassen, oder?«

»Er kommt nicht mal in die Nähe der Hütte. Erzählen Sie mir, wer Ihnen das angetan hat.«

»Ich kann nicht.«

»Manchmal ist es am schwersten, das erste Mal davon zu erzählen«, sagte er.

»Und manchmal ist es das Schlimmste, was man überhaupt tun kann«, gab sie zurück.

Er widersprach nicht, weil er nicht wusste, was er darauf hätte sagen können. Geständnisse hatten bei ihm nie besonders hoch im Kurs gestanden. Er war immer mehr der *Es-ist-einfacher-um-Vergebung-als-um-Erlaubnis-zu-bitten-aber-ich-mache-nichts-von-beidem*-Typ gewesen.

Ein leises Schluchzen entrang sich ihrer Kehle. Ihr Gesicht verzog sich schmerzhaft, und sie hielt sich wimmernd die Seite.

»Es ist okay. Versuchen Sie, sich zu entspannen. Sie müssen mir nichts erzählen«, beruhigte er sie. Mit dem Daumen strich er über ihre Wange. »Ich werde Ihnen mehr Morphium geben.«

Sie widersprach nicht, als er eine weitere Dosis durch den venösen Zugang spritzte. Nach wenigen Minuten bekamen ihre Augen wieder diesen verschwommenen Ausdruck, und sie atmete spürbar leichter. Aber sie schien noch immer nicht zufrieden.

Er merkte fast augenblicklich, warum das so war. Rauch und Staub stiegen ihm in die Nase. Die Rebellen brannten eine Schneise in den Dschungel, damit die Flüchtlinge und die gegnerische Armee sich nicht mehr vor ihnen verstecken konnten.

Isabelle und er befanden sich mitten auf dieser Schneise.

»Die Rebellen räuchern die Überlebenden aus«, flüsterte sie. Verflucht, er wünschte, sie hätte es nicht bemerkt. »Wir müssen von hier verschwinden.«

Er war unversehens in eine unmögliche Situation geraten: Isabelle jetzt fortschaffen zu müssen, noch dazu so schnell ...

»Ich kenne die Risiken«, sagte sie. Ihm blieb keine Zeit, ihre Entscheidung zu hinterfragen. Stattdessen schnitt er ein Stück von seiner Decke ab und band es ihr über Mund und Nase. Dann drehte er für den Moment die Infusion zu und verstaute den Beutel unter ihrer Jacke. Anschließend machte er ein Zeichen auf den Boden, damit Nick wusste, wohin sie gehen würden, falls es seinem Team überhaupt gelang, bis zur Hütte vorzudringen.

Die Tasche umgehängt hob er Isabelle hoch und lief los. Er nahm eine andere Route als die, auf der Nick und er sich eine Stunde zuvor der Hütte genähert hatten. Das Unterholz war undurchdringlich, und er versuchte, auf dem Hauptweg zu bleiben, soweit das möglich war. Er betete, dass ihnen niemand entgegenkam.

Er rannte, bis der Rauch nicht mehr so dicht war, bis die Schüsse weiter entfernt ratterten. Bis er wusste, er konnte es nicht länger riskieren, sie so unsanft durch die Gegend zu tragen.

»Wie ... weit?«, fragte sie, als er sie zwischen einigen Büschen ablegte, die ihnen gerade genug Deckung gaben, um weder von der Straße noch vom freien Feld aus gesehen zu werden.

»Drei Kilometer noch«, antwortete er.

Sie öffnete die Augen und starrte ihn unverwandt an. »Ich dachte, Sie wären schneller.«

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Hören Sie auf zu reden. Atmen Sie.«

Sie waren jetzt aus der Gefahrenzone und befanden sich etwa eine Meile westlich von dem Gebiet, das gerade in hellen Flammen stand. Wenn in der nächsten halben Stunde niemand zu ihnen kam, mussten sie erneut die Position wechseln.

Er legte sich neben ihr auf den Boden, das Gesicht ihr zugewandt. »Versuchen Sie einfach, sich zu entspannen. Mein Team wird uns bald finden. Die Jungs haben mich noch nie enttäuscht. Und ich werde Sie nicht im Stich lassen.«

Sie nickte, als wolle sie ihm unbedingt glauben.

»Werden Sie weiterkämpfen, Isabelle? Oder bin ich in diesem Kampf allein?«, fragte er. Die Art, wie sie darauf antwortete, traf ihn unvorbereitet.

»Erzählen Sie mir, was das Schlimmste war, das Sie je getan haben«, sagte sie unvermittelt. »Es ist egal, was Sie sagen. Sie können nichts so Schlimmes getan haben wie ich.«

»Irgendwie bezweifle ich das aufrichtig.«

Sie starrte ihn an. Nur sekundenlang wurde ihr Gesicht von einem Leuchtsignal erhellt, das von den Soldaten abgeschossen wurde – ein Hilferuf. Von irgendjemandem. Sie sah schön aus, trotz der Schnitte und Blutergüsse. Schön und stark. Er fragte sich, warum um alles in der Welt ihm das jetzt auffiel.

»Ich habe mit dem Mann geschlafen, der mich gefangen hielt. Aus freien Stücken. Ich habe ihn verführt, weil ich nicht sein Opfer sein wollte. Ich habe die Kontrolle behalten. Ich habe meine eigenen Entscheidungen getroffen«, sagte sie und biss die Zähne fest zusammen, als sie sich an das erinnerte, was sie getan hatte. »Ich bin nicht dazu gezwungen worden. Sie werden sagen, dass ich gezwungen wurde, und ich werde ihnen beipflichten müssen. Aber das ist eine Lüge.«

Was sie ihm erzählte, war etwas, das sie niemals einem ande-

ren offenbaren würde. Und jetzt brauchte sie dasselbe von ihm. Sie forderte ihn wirklich heraus, und er war noch nie der Typ Mann gewesen, der vor einer Herausforderung zurückschreckte.

Sie wird sich an nichts mehr erinnern. Erzähl es ihr einfach.

»Ich habe meinen Stiefvater getötet«, sagte er. »Es war Notwehr. Er hat als Erster versucht, mich zu töten.« *So sind die Regeln im Kampf.*

»Wie alt waren Sie?«

Er zögerte. »Vierzehn«, gab er zu und wollte ihr schon fast sagen, er wolle nicht weiter darüber reden. Nein, eigentlich *konnte* er nicht. Sie forderte so viel von ihm, Dinge, die er nie freiwillig von sich preisgab. Er war nicht besonders gut darin, sich dem Willen anderer zu unterwerfen. Sie zerrte geradezu an seinem Herzen und riss es ihm mit jeder Frage förmlich ein Stück weiter aus seiner Brust.

Und als sie seine Hand in ihre nahm, fragte er sich, was er als Nächstes tun sollte. »Sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann«, sagte er.

»Küss mich«, flüsterte sie. Er vermutete, dass sie aufgrund des Morphiums und der Schmerzen gar nicht genau wusste, worum sie ihn gerade bat.

Aber er hatte sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, und ein Blick in ihre Augen verriet ihm, dass ihre Sinne jetzt klarer waren als noch vor wenigen Minuten. Verriet ihm, dass sie sich wieder vollkommen unter Kontrolle hatte.

»Isabelle, ich ...«

»Ich will nicht in dem Wissen sterben, dass der letzte Mann, der mich berührt hat, mir wehgetan hat.«

»Wir werden nicht sterben.«

»Können Sie mir das versprechen?«

»Ich mache keine Versprechungen. Aber ich weiß, was mir mein Bauchgefühl sagt.«

»Bitte, Jake. Lassen Sie mich nicht darum betteln«, flüsterte sie.

Ach, Scheiße. Ohne lange nachzudenken, beugte er sich zu ihr herunter.

Er legte seinen Mund auf ihren. Ihr Geschmack war eine willkommene Ablenkung vom Staub und der schwülen Hitze. Wie sie inmitten dieser Hölle so gut schmecken konnte, war ihm ein Rätsel.

Sie schlang einen Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn in einem plötzlichen Anfall heftiger Leidenschaft, die sie stärker aneinanderband, als er es je für möglich gehalten hätte.

Als er sich von ihr zurückzog, rang sie nach Atem. Er konnte nicht sagen, ob es an ihrer Verletzung oder dem Kuss oder beidem lag, aber sie flüsterte ihm ins Ohr: »Fass mich an.« Und er gehorchte, streichelte sie sanft durch die Jacke, so wie ein Mann eine Frau berühren würde, die er begehrt. Er liebte ihre Arm, ihre Brust, ihren Bauch, ließ seine Hand über ihre Hüfte und ihren Oberschenkel gleiten, als könne seine Berührung alle ihre Wunden heilen.

Aufmerksam beobachtete er ihr Gesicht, während er sie streichelte. Für den Fall, dass es ihr zu viel wurde. Aber sie hielt ihn nicht davon ab. Und als er fertig war, hob er die Hand zu ihrem Gesicht und strich zart mit dem Daumen über den Bluterguss auf ihrer Stirn.

»Danke«, wisperte sie angespannt. »Ich weiß, nach dem, was ich dir erzählt habe ... es wird nicht einfach gewesen sein.«

»Ich tue nichts nur aus Mitleid. Das habe ich noch nie getan«, erwiderte er und drückte seinen Unterleib vorsichtig gegen ihren, damit sie spürte, welche Wirkung sie auf ihn hatte. Denn im Moment war es das Wichtigste, sie zum Lächeln zu bringen.

Und als sie tatsächlich lächelte, vergaß er die Sorge um ihre Wunden, um das Feuer und die Schüsse. Er musste weiter mit

ihr, und zwar bald, denn er würde nicht zulassen, dass es hier zu Ende ging. Er konnte nicht anders, er küsste sie erneut. Ein langer, inniger Kuss, der ihm noch immer nicht genügte. Seine Hand ruhte auf ihrer Hüfte, und ihre Hand schloss sich zum zweiten Mal in dieser Nacht um seine.

Er zog sich zurück, als er trotz der ratternden Feuersalven das Brummen eines Motors hörte.

In Sicherheit. Endlich, verdammt.

»Ist das für uns?«, fragte sie. Er wandte sich ihr zu und wollte ihr sagen: *Ja, sie kommen zu uns*. Aber sie war bereits eingeschlafen. Sie wirkte tatsächlich friedlich, ihre Finger noch immer mit seinen verschränkt.

Er wusste, es würde lange dauern, bis er wieder Frieden fand.